

## BERICHTE UND BESPRECHUNGEN

BERNHARD F. SCHOLZ, *Emblem und Emblempoetik. Historische und systematische Studien* (= Allgemeine Literaturwissenschaft – Wuppertaler Schriften; Band 3), Berlin (Erich Schmidt Verlag) 2002. 421 S.

Darf man Bücher von Freunden besprechen? Für diesen besonderen Fall erteile ich mir einmal eine Ausnahme-Genehmigung: Im vorliegenden Buch attackiert mein langjähriger Mitstreiter Bernhard Scholz die Emblem-Konzeption meines germanistischen Lehrers Albrecht Schöne. Die somit gewonnene Äquidistanz erlaubt mir wohl, mich für unvoreingenommen (und hier auch nicht mit eigenen Forschungspositionen involviert) zu erklären.

Dass der deutsch-amerikanische Renaissance-Forscher und niederländische Komparatistik-Professor B. F. Scholz zu den bestinformierten und kritisch-originellsten Experten in der Emblematik-Diskussion gehört, das war Kennern der Szene seit vielen Jahren wohlbekannt. Man wusste und bedauerte aber auch – spätestens seit seinem grundsätzlichen Beitrag zum Terminologie-Symposium der DFG 1986<sup>1)</sup> und der ziemlich bissigen Gegenkritik Albrecht Schönes von 1993<sup>2)</sup> –, wie wenig von Scholzens jahrzehntelanger Forschungsarbeit auf diesem Felde bislang in publizierter Form vorlag (dazu noch weit verstreut und oft schwer erreichbar). Es ist deshalb ein wirkliches Verdienst der jungen, vielsprechenden Reihe „Allgemeine Literaturwissenschaft“ und ihres Herausgebers Rüdiger Zymner, die reiche Ernte dieser hartnäckigen Forschungsanstrengungen nunmehr als kohärentes – wenn auch vielleicht nicht deduktiv-geschlossenes – Buch von über 400 Druckseiten zugänglich zu machen (meine eigenen, vorausgehenden Versuche in dieser Richtung blieben stets erfolglos). Denn so wird die ganze Sache natürlich allererst diskussionsfähig und angemessen kritisierbar.

Was zeichnet nun die Position des Emblemforschers Scholz gegenüber anderen aus? Er ist, selten genug in diesem historischen Forschungssektor, ein überzeugter und voll ausgebildeter *Analytischer Literaturwissenschaftler*: orientiert sich also durchgehend an logischen, fachsprachlichen und wissenschaftstheoretischen Mindestansprüchen, die in anderen Disziplinen spätestens durch die Diskussionsentwicklungen des 20. Jahrhunderts längst zu unbestrittenen Forschungsstandards geworden sind. Unter Analytischen Literaturwissenschaftlern wiederum ist Scholz – leider noch immer selten genug anzutreffen in diesem methodischen Paradigma – ein überzeugter und detailbewusst gründlicher *Historiker*: scheut also keine flächendeckende Archiv-Recherche

---

<sup>1)</sup> BERNHARD F. SCHOLZ, Das Emblem als Textsorte und als Genre. Überlegungen zur Gattungsdefinition des Emblems, in: CHRISTIAN WAGENKNECHT (Hrsg.), *Zur Terminologie der Literaturwissenschaft. Akten des IX. Germanistischen Symposions der Deutschen Forschungsgemeinschaft in Würzburg 1986*, Stuttgart 1989, S. 289–308.

<sup>2)</sup> ALBRECHT SCHÖNE, *Emblematik und Drama im Zeitalter des Barock* [1964; 2. Aufl. 1968]. Dritte Auflage mit Anmerkungen, München 1993, S. 249–279, bes. 266–269.

oder noch so materialreiche Basisarbeit. Gleichsam Theoretischer und Experimenteller Physiker der Emblemforschung in einer Person, geht er aufs Ganze einer konzeptuell wasserdichten und geschichtlich umfassend abgestützten Erfassung der europäischen Emblemik.

In dieses weite Spektrum zwischen analytischer Begriffsarbeit und historischer Materialerschließung ist demgemäß auch das jetzt vorgelegte Buch eingespannt. Das große und weitgehend neue Einleitungskapitel (11–42) umreißt das emblematische Forschungsfeld und den Stand seiner bisherigen Durchforstung, markiert die Stellen grundsätzlichen Dissenses und entwirft die argumentativen Leitlinien der kommenden Spezialuntersuchungen.

Diese widmen sich zunächst acht Kapitel lang (fünf davon wiederum in dieser Form zum ersten Mal publiziert) den *historischen* Anfängen der Sache wie ihrer überlieferten Programmatik: „Imprese und Emblem in der Poetik der Frühmoderne“ (43–245). Auch hier freilich beschränkt sich der Blick nie aufs genau befragte Detail der Abhandlungen von Paolo Giovo (63–77) oder Henri Estienne (79–110), von Claude-François Menestrier (111–143) oder Andrea Alciati (145–182): Der dem Verfasser eigene philosophische Zug zum Allgemeinen führt ihn über solche gründlichen historischen Einzelinterpretationen bald wieder zur Grundsatzfrage nach der Wahrnehmung solcher semiotisch codifizierten Wort-Bild-Text-Zusammenhänge (unter dem Stichwort der *brevitas*: 183–213), dann zur frühmodernen Metaphorologie um Leib und Seele, Schrift und Bild (215–230) und schließlich zu einer zusammenfassenden Sicht auf das „Verhältnis von Emblempoetik, Emblembegriff und Emblemkorpus“ (231–245).

Mit diesem gleitenden Übergang kehrt das Buch zurück zu abschließenden *systematischen* Studien über das „Emblem als synmediale didaktische Gattung“ (247–367). Damit ist bereits bündig angedeutet, auf welche Aspekte sich hier die übergreifende Frage nach dem Wirklichkeitsverhältnis und Zeichenverständnis in erster Linie bezieht: auf den *generischen* Status des Emblems zwischen den konkurrierenden Einordnungen „als Gattung, als Textsorte und als Genre“ (271–302); auf Art und Ausmaß der Zugehörigkeit von Emblemen zum weiten Traditionsfeld der *Lehrdichtung* (303–333); und auf die intrinsischen Relationen zwischen den *medialen* Dimensionen der Mischform Emblem (335–367).

Ich weiß nicht, ob es überhaupt Zeitgenossen gibt, die all die von Scholz einlässlich diskutierten historischen Quellen hinreichend gut aus eigener Prüfung kennen (und für unübersetzte Zitate neben Latein auch gut Niederländisch können sollten), um über den Dank des vielfältig belehrten Lesers hinaus seine daraus abgeleiteten Schlussfolgerungen im Detail und auf Augenhöhe kritisieren zu können. Ich gehöre nicht zu ihnen und wende mich deshalb vorwiegend den begriffs- und gattungstheoretischen Grundsatz-Kapiteln seines Buches zu.

Deren beide Zentralthesen lassen sich – in unerlaubter, aber vielleicht hilfreicher Vergröberung – so zusammenfassen: (1) *Historisch adäquat* auffassen lassen sich Embleme nicht in direkter Weise, sondern nur über eine sorgfältige Nachzeichnung von Präsuppositionen und Positionsbestimmungen im Poetik-Diskurs der Renaissance. (2) *Theoretisch adäquat* einordnen lassen sich Embleme nicht über irgendein ontologisch bestimmtes oder unterstelltes Verhältnis zur ‚Wirklichkeit‘, sondern nur über eine präzisierte Analyse ihrer semiotischen Funktionszusammenhänge.

Vor allem der letztgenannte Punkt ist nun auch zentrales Motiv von Scholzens anhaltender, variantenreich vorgetragener Grundsatzkritik an Albrecht Schönes Begründungstexten zur neueren Emblemforschung. Er kleidet seine Mängel-Diagnose einleitend in ziemlich harte Worte:

Das historische Verständnis der Emblemik hat der Schönesche Ansatz nicht wesentlich voranbringen können, weil ihm eine solide historische Basis im frühmodernen poetologischen Diskurs fehlte, und das Korpus der Emblemik hat er nicht ordnend erfassen können, weil die vorgeschlagene Begrifflichkeit nicht in der Lage war, für die Gegenstandsadäquatheit und die argumentative Stringenz zu sorgen, die für ein literaturwissenschaftliches Arbeiten unerlässlich sind, welches sich nicht aufs botanisierende Sammeln beschränken will. (13)

Nun, um im Bilde und bei der Botanik zu bleiben: Der eklatante und bis heute nachwirkende Erkenntnisprung der Systematisierungen Carl von Linnés ist ja für die Geschichte dieser Disziplin unbestreitbar und (außer vom glücklosen Naturwissenschafts-Dilettanten Goethe) auch ziemlich unbestritten. Aber der Riese Linné stand auf den Rücken von vielen fleißigen Zwergen, die sich jahrhundertlang dem ‚botanisierenden Sammeln‘ und der getreulichen Dokumentation ihrer Funde hingegen hatten. So ist auch die von Scholz ins Zentrum gestellte Kritik an Schönes schmalere poetikgeschichtlicher Basis und seiner heute etwas naiv erscheinenden Commonsense-Ontologie zwar sachlich nicht falsch, aber historisch tief ungerecht. Ganz in Vergessenheit scheint dabei nämlich zu geraten, in welcher forschungsgeschichtlichen Situation<sup>3)</sup> Mario Praz und Rosemary Freeman, dann Albrecht Schöne und Arthur Henkel ihre Arbeit begonnen haben. Von einer wie heute ziemlich flächendeckend etablierten Renaissance-Forschung konnte (schon von der Editionsfrage her) in den 1950er- und frühen 1960er-Jahren noch kaum die Rede sein.

Was nun gar die Semiotik anlangt, deren konzeptuelle Überlegenheit Scholz ganz zu Recht immer wieder ins Spiel bringt: Gerade die Wolfgang-Kayser-Schule (zu der auch die im Literaturverzeichnis leider fehlenden Emblemik-Diskussionen bei Wagenknecht<sup>4)</sup> oder Würffel<sup>5)</sup>, ja noch Zymner<sup>6)</sup> mit seiner hier S. 23 u. ö. explizit übernommenen Kategorie der ‚synmedialen Gattung Emblem‘ zu zählen wären) gehörte hierzulande zu den wichtigsten Wegbereitern semiotischen Denkens in der Literaturwissenschaft – aber die heute in jedem Grundstudium vermittelten Kategoriensysteme von Peirce, Morris oder Jakobson waren der damaligen Germanistik noch *terra incognita*. (Und das war nicht etwa ihre eigene Schuld.) Ich biete mich jedenfalls als Zeuge und Beleg dafür an, wie rückhaltlos Albrecht Schöne diese theoretisch modernisierenden Entwicklungsschritte seines Faches gefördert, wenn auch vielleicht nicht mehr selber mitvollzogen hat.

Im Übrigen: Den polemischen Schaum vor dem Munde brauchen wir zwar wohl alle mal zeitweilig zur Selbstmotivation unserer vielen vereinsamenden Schreibstunden – am Ende aber sollten wir dann doch wieder dankbarst anerkennen: Was wären wir denn ohne die kleinen oder meinetwegen sogar mal etwas größeren Irrtümer unserer Vorgänger?

Auch soll man bekanntlich nicht mit altem Gestein werfen, wenn man hinter spätmodernen Glasfassaden wohnt. Ganz so makellos und wasserdicht fallen dann die eigenen Argumentationen bei Scholz auch nicht immer aus. So verwechselt er selber gelegentlich objektsprachliche Sachkonzepte mit metasprachlichen Untersuchungskonzepten („Textkorpus“ ist gegen S. 15 keine ontologische Kategorie des Emblems, sondern eine analyseabhängige Kategorie der Emblemforschung). Ähnlich stellen gegen S. 29 deiktische Ausdrücke in einer *subscriptio* keineswegs „Co-Referenz von Wort und Bild“ her: Der Text verweist mit Wendungen wie „Dieser Löwe zeigt ...“ auf die *pictura* des Löwen, nicht parallel-coreferierend auf dessen unabhängig existierenden Objektbereich realer Löwen. Hingegen unterscheidet Schöne im S. 40 (als Beleg seiner

<sup>3)</sup> B. F. SCHOLZ hat sie selber nachgezeichnet in seinen konzis-klärenden Artikeln ›Emblem‹ und ›Imprese‹ in: HARALD FRICKE u. a. (Hrsgg.), Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. 3 Bde., Berlin und New York 1997–2003, hier: Bd. 1, S. 435–438, sowie Bd. 2, S. 135ff.

<sup>4)</sup> CHRISTIAN WAGENKNECHT, Marxistische Epigrammatik. Zu Bertolt Brechts ›Kriegsfibel‹, in: SYBILLE PENKERT (Hrsgg.), Emblem und Emblemrezeption, Darmstadt 1978, S. 543–559 [kritisch bezogen auf REINHOLD GRIMM, Marxistische Emblemik. Zu Bertolt Brechts ›Kriegsfibel‹, in: RENATE VON HEYDEBRANDT und KLAUS GÜNTHER JUST (Hrsgg.), Wissenschaft als Dialog. FS Wolfdieterich Rasch, Stuttgart 1969, S. 351–379 sowie 518–524].

<sup>5)</sup> STEFAN BODO WÜRFFEL, Emblemik und Werbung. Zum Fortleben einer Kunstform im Zwanzigsten Jahrhundert, in: Sprache im technischen Zeitalter 78 (1981), S. 158–178.

<sup>6)</sup> RÜDIGER ZYMNER, Das Emblem als offenes Kunstwerk, in: WOLFGANG HARMS und DIETMAR PEIL (Hrsgg.), Polyvalenz und Multifunktionalität der Emblemik. Proceedings of the 5<sup>th</sup> International Conference of the Society for Emblem Studies, Frankfurt/M. u. a. 2002, S. 9–24, hier bes. S. 22f.

„Zeichenvergessenheit“) zitierten Zusammenhang sehr wohl zwischen Inhalts- und Ausdrucksseite des Emblems, wenn er sorgfältig formuliert: „Dem Beschauer [...] aber setzt sich die Wirrnis des Seienden [ontologische Ebene!] in ein Mosaik von Sinnfiguren [semiotische Ebene!] um“.

Weitere Unstimmigkeiten (vulgo: Schludrigkeiten) in den Argumentationen von Scholz lassen sich gerade für analytisch trainierte Leser nicht übersehen (etwa wenn er sich S. 33, Z. 1ff. im Hinblick auf das Verhältnis von ‚Pictura‘ und ‚Illustration‘ klar selbst widerspricht, oder wenn er mehrfach polar-konträre Gegensätze wie ‚allgemein vs. sonderlich‘ S. 23 bzw. konträre wie ‚emblemata vs. impresse‘ S. 35 falsch als „kontradiktorisch“ klassiert). Gern spricht Scholz im Anschluss an Th. M. Greene von „einer den Kunstwerken einer Epoche gemeinsamen Matrix“, konkret dann wiederholt von „der [!] semiotischen Matrix von Renaissance und Barock“ (16 sowie nochmals 17, 37 u. ö.). Die Zweifel aber, ob man so weitgespannte und divergierende Perioden wie Renaissance und Barock da wirklich in den gemeinsamen semiotischen Topf einer einzigen ‚Epoche‘ werfen dürfe, verstärkt Scholz später (22) unbemerkt selber, wenn er Embleme mit „exoterisch-didaktischem“ bzw. „esoterisch-concettistischem Gepräge“ unterscheidet und historisch getrennt zuordnet: „Erstere sind eher für die Emblemik des Barock, letztere für humanistische Emblemik der Renaissance charakteristisch.“

Und so recht es mir sein kann, wenn Scholz meine Begriffsexplikationen von ‚Textsorte vs. Genre‘ fortlaufend für seine historischen Klärungen des terminologischen Feldes der Emblemik einsetzt: Gerade dann wäre darauf zu beharren, dass dabei „Textsorte“ im Gegensatz zum historisch-sozial institutionalisierten „Genre“ ein rein systematisch-zeitfreier Ordnungsbegriff ist. Folglich kann gerade diese Kategorie dann nicht wieder mit temporalen Indizes oder genetischen Verben verbunden werden, wie dies hier wiederholt geschieht – in fahrlässigen Redeweisen wie „entstand das Emblem als Textsorte“ (20) oder „die Möglichkeit einer neuen [...] Textsorte“ (21 und nochmals 30; meine Kursivierung).

Schade finde ich es auch, dass an einer gedanklich entscheidenden Stelle des Buches nicht auf Clemens Lugowski zurückgegriffen wird (sondern nur einmal marginal 165 zu Motivierungsfragen): „Das Funktionieren des so verstandenen emblematischen Symbolsystems setzt also das Bestehen einer Interpretationsgemeinschaft voraus. Der Niedergang der Emblemik gegen Ende des 18. Jahrhunderts markiert das Ende dieser Gemeinschaft“ (41) – ist das nicht ein Vorgang von genau jener Art, wie ihn Lugowski in seinem großen, wiewohl rätselreichen Entwurf von 1932<sup>7)</sup> als ‚Mythisches Analogon‘ und dessen allmähliche Zersetzung durch Zerfall einer Interpretationsgemeinschaft in die fürsichseienden Individuen der Moderne charakterisiert hat?

Damit ist angedeutet, dass bei aller denkbaren Kritik dieses Buch viele fruchtbare Wege für zukünftige Forschungen im betroffenen Gebiet und weit darüber hinaus weist. Albrecht Schöne hatte in seinem Forschungsrückblick von 1993<sup>8)</sup> noch einsichtsvoll zu konstatieren:

Jedenfalls für eine zulängliche strukturelle Semantik des Emblems selbst bedarf es schärferer Analysen, für eine umfassende Gattungsgeschichte der Emblemik [...] sind weit ausgedehntere Untersuchungen nötig, und gar für eine befriedigende Verbindung dieser Aspekte braucht es erheblich größere Anstrengungen, als sie der von mir angebotenen idealtypischen Formel zugrunde liegen. Die stehen aus.

Gewiss steht vieles weiterhin aus – aber man wird doch sagen können: Gerade im Sinne von Schönes Postulaten ist die Lücke mit dem bedeutenden Werk von Scholz ein erhebliches Stück kleiner geworden. Und seine eigene Leistung stuft der Verfasser deshalb dort angemessen ein, wo er sich bekennt zu dem stolz-bescheidenen Ziel, „sämtliche ontologischen Unterscheidungen der frühmodernen Impresen- und Emblemepoetik zeichentheoretisch zu rekonstruieren“ (370).

<sup>7)</sup> CLEMENS LUGOWSKI, Die Form der Individualität im Roman. Studien zur inneren Struktur der frühen deutschen Prosaerzählung [Berlin 1932]. Mit einer Einleitung hrsg. von HEINZ SCHLAFFER, Frankfurt/M. 1976 u. ö.

<sup>8)</sup> Vgl. Anm. 2, S. 267f.

Denn entgegen seinem zuweilen prononcierten Auftreten stellt das große Emblemik-Buch von Scholz keine Widerlegung des großen Emblemik-Buchs von Schöne dar, sondern – ganz im Sinne der selbst vertretenen Prinzipien von Analytischer Philosophie und Literaturwissenschaft – eine rationale Rekonstruktion und historische Vertiefung dieser älteren Pionierarbeit.

Harald Fricke (Freiburg/Schweiz)